

HERDER-KORRESPONDENZ

Erstes Heft — 15. Jahrgang — Oktober 1960

Geliebte, fliedet den Götzendienst. Ich rede wie zu Verständigen, urteilt denn selbst, was ich sage. Der geweihte Kelch, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi? Denn weil ein einziges Brot ist, so sind wir trotz unserer Vielheit ein einziger Leib. . . . Ich will aber nicht, daß ihr Gemeinschaft mit bösen Geistern habt. Ihr könnt nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der bösen Geister. Oder wollen wir den Herrn herausfordern? Sind wir etwa stärker als er? „Alles ist mir erlaubt“ (sagt ihr). Wohl, aber nicht alles frommt . . . nicht alles erbaut. Keiner suche den eigenen Vorteil, sondern den des Nächsten . . .

Der Apostel Paulus 1 Kor. 10, 14-32

Die Lesung der Heiligen Schrift möge in den Familien gefördert werden. Allgemeine Gebetsmeinung für November 1960

1. Aus dem Wortlaut dieser Gebetsmeinung geht nicht unmittelbar hervor, ob sie in der Linie des Planes liegt, den Papst Johannes XXIII. mit dem Ökumenischen Konzil verfolgt, nämlich die Kirche zu erneuern und sie den getrennten Christen anziehender zu machen, die er stets als mit dem Namen Christi ausgezeichnete Brüder anzusprechen pflegt. Sicher aber steht das Anliegen in der Nachfolge der Ermahnungen, mit denen die Päpste von Leo XIII. (Rundschreiben *Providentissimus Deus*, 1893) über Benedikt XV. (*Spiritus Paraclitus*, 1920) bis zu Pius XII. (*Divino afflante Spiritu*, 1943) Klerus und Laien zum regelmäßigen Lesen der Heiligen Schrift, vor allem des Neuen Testaments, aufgefordert haben. Es wurden sogar reichliche Ablassse dafür vorgesehen, damit die Gläubigen die kirchlich autorisierten und mit Erklärungen versehenen Übersetzungen sich zur geistlichen Nahrung dienen lassen.

Hinter diesen päpstlichen Initiativen steht ohne Zweifel die wachsende katholische Bibelbewegung, die besonders von Dominikanern und von der liturgischen Arbeit der Benediktiner gefördert wurde. In Deutschland erfaßt sie heute über das 1933 in Stuttgart gegründete „Katholische Bibelwerk“ mehr oder weniger alle Diözesen und ihre Seelsorgeämter (besonders bekannt die das Werk von Pius Parsch, Klosterneuburg, fortführende Arbeit des Wiener Seelsorgeamts, das für die Gründung von „Bibelrunden“ in den Gemeinden wirkt). Eingeleitet wurde diese Bewegung durch das von P. Lagrange OP 1890 gegründete biblische Zentrum in Jerusalem, um den modernistischen Gebrauch der Bibel im Gefolge der damals noch führenden protestantischen Exegese abzuwehren. In Deutschland war es der Rottenburger „Bibelbischof“ Paul W. Keppeler († 1926), der sich für eine biblische Predigt einsetzte und 1915 die sog. „Keppelerbibel“ als eine für alle Gläubigen zugängliche Ausgabe „in kleinem Format und zu niedrigem Preis“ herausgab. Seitdem sind andere Verlage die-

sem Beispiel gefolgt, so daß heute neun bis zehn verschiedene handliche und billige Ausgaben des Neuen Testaments in etwa 5 Millionen Exemplaren unter den Gläubigen verbreitet sind. Auch die katholischen Ausgaben in neutralen Taschenbuchreihen erweisen sich als Bestseller. Die Zeitschrift „Bibel und Kirche“ des Katholischen Bibelwerkes, neuerdings auch „Bibel und Leben“ (Patmos-Verlag), stehen im Dienst des Anliegens der Päpste, die Bibel nicht nur dem Klerus, sondern auch den Laien vertraut zu machen. In andern Ländern, besonders Frankreich, England und der Schweiz, auch in den USA, sogar in Spanien und Südamerika, fehlt es nicht an Parallelen.

Doch Papst Johannes XXIII. würde nicht die ganze Kirche dafür beten lassen, daß die Lesung der Heiligen Schrift in den Familien gefördert werde, wenn die katholische Bibelbewegung, in Deutschland mit der katholischen Jugendbewegung gewachsen, ihre Ziele schon erreicht hätte. Der „Schott“ ist — in Deutschland — fast in der Hand jedes Gläubigen, aber das Neue Testament ist es noch bei weitem nicht. Soviel wurde sicher erreicht, daß die Bibel nicht mehr wie früher als ein gefährliches, ja als ein protestantisches Buch gilt. Sie gilt aber noch nicht als das lebensnotwendige Brot zum geistlichen Wachstum. Die Beschäftigung mit ihr erscheint eher als ein „Werk der Übergebühre“.

2. Geht man der Frage nach, warum das so ist, daß die Heilige Schrift nicht in gleicher Weise bei den katholischen Gläubigen Eingang findet wie bei den gläubigen Evangelischen, so wird man dafür verschiedene Gründe anführen müssen, ganz abgesehen von dem Weltsinn der Christen. Als erstes ist natürlich zu nennen der Vorrang des Lehramtes der Kirche und seiner Tradition, der sog. *regula proxima fidei*, die von vornherein einem protestantischen *sola scriptura* entgegensteht, was manchmal zu unnötigen Übertreibungen führt, so daß es etwa in katechetischen Büchern heißt, die Kirche würde auch dann im Vollbesitz der Offenbarung sein, wenn die Bibel verlorengegangen wäre. Der Schriftbeweis einer dogmatischen Lehrdarbie-

tung, die vorwiegend in abstrakten Sätzen formuliert wird, weist der Bibel eine dienende Funktion zu und holt einzelne Sätze aus ihr hervor, so auch der alte Katechismus. Der neue Einheitskatechismus, der weitgehend biblisch ausgerichtet ist, vermochte sich bei den Erwachsenen noch nicht völlig durchzusetzen. Sodann leidet die Predigt vielfach noch daran, daß infolge der philosophisch-dogmatischen Ausbildung des Klerus die Vertrautheit mit der Heiligen Schrift zu kurz kommt. Die Bibel ist weder das beherrschende Betrachtungsbuch noch erscheint sie, wie bei den Evangelischen, an hervorragender Stelle im Gottesdienst. Wohl fanden sich die Gläubigen gerne bereit, das Meßbuch, das auf dem Altar liegt, in Gestalt des „Schott“ und verwandter Ausgaben in die Hand zu nehmen, um der Liturgie folgen zu können. Sie würden vermutlich in ähnlicher Bereitschaft dem Klerus folgen, wenn dieser die Bibel wenigstens auf der Kanzel noch mehr sichtbar machte und erkennbar aus ihrem Wortlaut schöpfte statt aus den kurzen Auszügen des Missale. Die geplante Reform des Meßbuches wird die Kenntnis des Neuen Testaments zwar erweitern, aber wie kann man die Gläubigen dahin führen, daß sie sich das ganze Neue Testament zu eigen machen? Mag sein, daß schon eine zu anekdotenhafte Behandlung der Biblischen Geschichte in der Unterstufe des Religionsunterrichtes den Sinn für das persönliche Angesprochenwerden durch das lebendige Wort Gottes schwächt. Nicht zuletzt steht das moderne technische Denken der Sprache der Bibel hilflos gegenüber, wenn nicht der rechte Kontakt hergestellt wird. Vielleicht sollte man auch dies nicht übersehen, daß die erfreuliche Vielzahl der Ausgaben des Neuen Testaments ihre Nachteile hat. Es gibt nicht in jedem Volk die eine katholische Bibel in der Muttersprache, und so prägen sich auch nicht die heilsamen Kernsätze des biblischen Kerygma in ein und derselben Formulierung dem Gedächtnis der Gläubigen gleichmäßig ein. Man kennt unter Katholiken nicht die Erfahrung der Evangelischen, von der ein bekannter Generalsuperintendent einmal sagte, die fettgedruckten Stellen im Neuen Testament hätten schon mehr Menschen zur Seligkeit geführt als alle Predigten. Dieser ganze Sachverhalt läßt sich am eindringlichsten beschreiben an den Vorschlägen, die Ende Juli auf der Internationalen Studienwoche über Missionskatechese in Eichstätt anlässlich des Eucharistischen Weltkongresses ziemlich einmütig von Referenten aus allen Ländern gemacht worden sind (vgl. ds. Heft, S. 35 ff.).

3. Man kann diese Vorschläge fast auf eine Formel bringen, die Papst Pius XII. einmal den römischen Fastenpredigern gab: sie sollten durch das Wort Gottes, ohne falsche Anpassung an den Zeitgeist, „Jesus als lebendige Wirklichkeit“ vermitteln (vgl. Herder-Korrespondenz 13. Jhg., S. 61). Genau dies war in Eichstätt das Anliegen der Katecheten: christozentrische Verkündigung in der anschaulichen Sprache der Bibel. Gott sei der beste Katechet, darum müsse man die Gläubigen in der Sprache Gottes unterweisen. Es sei traurig, daß die Hörer der christlichen Botschaft häufig keinen Unterschied in der Hierarchie der Werte zwischen allgemein verpflichtenden Wahrheiten der göttlichen Offenbarung und Privatoffenbarungen erkennen, so daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen (Bischof Larrain von Talca, Chile). „Die Erneuerungsbewegung auf dem Gebiet der Predigt geht auf die verbreitete Uninteressiertheit so vieler Christen am geistlichen Leben zurück, weil für sie das Christentum nur eine Reihe moralischer [und kultischer] Vorschriften ist,

die man beachten muß, um der Hölle zu entinnen.“ Die Predigt müsse den modernen Menschen mit dem in der Kirche lebendigen Christus zusammenbringen, dann sei sie wieder Freudenbotschaft (Domenico Grasso SJ, Rom). Bischofkoadjutor Arthur Elchinger, Straßburg, der wohl mit am stärksten die Verwendung der Bibel in der Katechese betonte, erklärte u. a.: „Die biblischen Geschichten entstellen die Bibel, weil sie zwischen den einzelnen literarischen Gattungen nicht unterscheiden... Es besteht die Gefahr, die Kinder zu täuschen, indem man sie alle diese Erzählungen glauben läßt, als handele es sich um genaue Schilderungen von Reportern...“ Daher mehr Treue gegenüber dem heiligen Text: „Um uns als Speise zu dienen, ist Gott nicht nur Mensch geworden, sondern auch Buch... Dürfen wir die jungen Menschen glauben lassen, daß der Katechismus die Quelle unseres Glaubens ist? Das hieße doch, sie annehmen lassen, daß das Wasser aus den Leitungshähnen käme, oder sie überzeugen wollen, das Wasser aus der Leitung sei besser, weil es durch lange Rohre geleitet wird, als wenn es direkt aus der Quelle geschöpft würde.“ So forderte er das Auswendiglernen einer Auswahl von Schriftstellen: „Sicherer als die Merksätze des Katechismus können die Worte unseres Herrn den Kindern Wegzehrung sein, selbst später durch ihr Leben als Erwachsene.“ Tatsächlich sind in neueren Versuchen in Deutschland und Österreich, eine Schulbibel zu schaffen, diese Forderungen der Katecheten und Missionare weitgehend erfüllt. Der Apostolische Vikar von Calapan, Philippinen, Wilhelm J. Duschak SVD, zeigte die Bedeutung einer mit der Bibel vertrauten Katechese für den unentbehrlichen priesterlosen Sonntagsgottesdienst. „Wenn wir die Glaubensunterweisung der ersten Jahrhunderte der Kirche betrachten“, so sagte Pierre Jacquemart MEP, Bangalore, „sehen wir, daß sie allein von der Bibel, dem Worte Gottes, ausging. Dann nahm dieser gute Brauch langsam ab, bis er schließlich verfiel. Wir wissen heute, daß dies ein großer Verlust war. Wir gaben uns in der religiösen Unterweisung damit zufrieden, theologisch richtig zu sein, doch entbehrten diese Aussagen gänzlich der Wärme der Frohen Botschaft und verloren für die Katechumenen ihren Sinn. Diesen Sinn werden wir wiedergewinnen, wenn wir in unserer Verkündigung auf die Heilige Schrift zurückgreifen.“

4. Nimmt man diese und andere Vorschläge der Tagung für Missionskatechese zusammen, so darf man wohl sagen, daß ihre allgemeine Verwirklichung auch in den Heimatkirchen, die in anderer Weise schon Missionsland wurden, die hinreichenden Voraussetzungen bilden würde, um dem Anliegen des Papstes Geltung zu schaffen. Denn ehe die Familien darangehen, die Lesung der Heiligen Schrift als einen Brauch zu übernehmen, muß zuvor der Pfarrklerus das Vorbild gegeben haben, das gerne nachgeahmt wird. Auch dann bleiben noch Probleme, die der Lösung bedürfen. Wohl gibt es genügend Ausgaben des Neuen Testaments mit ausreichenden Texterklärungen, aber es fehlt die Einübung im Bibellesen; anders gesagt: es fehlen ausreichende Betrachtungen über die biblischen Texte, über die Evangelien wie die Apostelbriefe, die den Kontakt der modernen Denkweise mit der Vorstellungswelt der Bibel herstellen. Das ist nicht eine falsche Anpassung an den Zeitgeist, sondern gleichsam die Kuppelung des Motors des Wortes Gottes mit dem Getriebe des modernen Lebens. Dazu genügt nicht eine bloße Worterklärung der heiligen Texte, sie müssen in ihren Grundbegriffen und Leitbildern „übersetzt“ werden. Was damit gemeint

ist, zeigte eindrucksvoll die Eröffnungspredigt von Kardinal Döpfner auf dem Eucharistischen Weltkongress in München, der den modernen Hunger nach Leben zugrunde legte und von daher auf das Leben kam, das Jesus Christus in Fülle ist. Den Gläubigen muß gezeigt werden, daß Gott in Wort der Heiligen Schrift hier und jetzt mit uns spricht, der zeitliche Abstand zwischen dem Anbruch des Heils und heute muß verschwinden. Dazu gehört vielleicht auch die Vermeidung der Formel „In illo tempore . . .“, denn sie erweckt von vornherein den Eindruck: das war damals vor fast 2000 Jahren. Statt dessen sollte in der Weise das Wort Gottes ausgelegt werden, wie Jesus es in der Synagoge zu Kapharnaum getan hat, als er die Rolle des Propheten Isaias zusammenrollte: „Heute ist diese Schriftstelle in Erfüllung gegangen . . .“ Wenn die Erschließung — wie wir sagen würden — der Aktualität des Evangeliums gelungen ist, bleibt immer noch das andere Problem, das in dem Wort „Familie“ liegt. Ist unsere katholische Familie noch so im Stand, daß die Heilige Schrift in der Familie gelesen wird? Es wäre schon viel gewonnen, wenn der einzelne in der Familie auf die Suche ginge, sein geistliches Leben aus der Heiligen Schrift zu nähren. Davon würde auch die Familie leben.

**Die Jugend Japans.
Missions-
gebetsmeinung
für November 1960**

Trotz der wachsenden Verbreitung unsittlicher Praktiken zur Verhütung von Nachkommenschaft bzw. der Tötung keimenden Lebens ist der biologische Bevölkerungsaufbau Japans noch außerordentlich gesund. Dank des bis vor kurzem fast kontinuierlichen großen Bevölkerungsüberschusses zeigt die Bevölkerungspyramide noch immer eine sehr breite Basis, die freilich in den letzten Jahren schmaler zu werden beginnt. Wenn man von der Jugend Japans handelt, spricht man auf jeden Fall über Dutzende von Millionen junger Menschen. Zur Ermittlung ihrer Gesamtzahl liefert in diesem Lande der allgemeinen Schulpflicht die staatliche Schulstatistik einige wertvolle Anhaltspunkte. Im Mai 1957 besuchten fast 13 Millionen Japaner die staatlichen Volks- und 5,7 Millionen die staatlichen Mittelschulen eines auf neun Schuljahre berechneten Pflichtschulsystems. Nimmt man die Besucher der nicht obligatorischen staatlichen Einrichtungen des höheren Unterrichts sowie die Kindergartenbesucher hinzu, so kommt man für 1957 auf eine Schulbevölkerung von 22,9 Millionen. Die Privatschulen sind hier nicht erfaßt. Unter Berücksichtigung aller Kinder im vorschulischen Alter sowie aller Jugendlichen der Jahrgänge nach Abschluß der Pflichtschule kann man wohl sagen, daß fast die Hälfte aller Einwohner Japans Kinder und Jugendliche sind.

Die Aufmerksamkeit der Gebetsmeinung richtet sich naturgemäß zunächst auf die Schulbesucher. Der geistige Zusammenbruch nach der Niederlage Japans im zweiten Weltkrieg, der schon so oft dargestellt wurde, wirkt sich im Verein mit anderen Faktoren (Einflüsse westlicher Philosophien, Säkularisierung des Denkens durch den Geist der technischen Zivilisation, Fehlen einer metaphysischen oder religiösen Begründung der überlieferten ethischen Anschauungen) gerade auf dem Gebiete der Jugendführung aus, so daß man von einer schweren Krise der Jugenderziehung sprechen muß. Um sie ganz zu verstehen, ist ein Blick in die Vergangenheit unerlässlich. Es sei hier besonders auf den Aufsatz von Nikolaus Luh-

mer SJ, Professor der Pädagogik an der Sophia-Universität zu Tokio, hingewiesen, der unter dem Titel „Moralunterricht in Japan“ in „Die katholischen Missionen“ (Nr. 3, 1959) erschien und der in dieser Übersicht mit Nutzen verwertet wurde.

Die Preisgabe des Moralunterrichts in den Schulen

Bis zum politisch-militärischen Zusammenbruch gab es in Japan seit 1872 einen als Pflichtfach eingeführten Ethikunterricht in den Schulen. Er wurde nicht aus einer Einsicht in die Notwendigkeit solcher Unterweisung in den Stundenplan aufgenommen, sondern um das damals übernommene französische Staatsschulwesen auch in diesem Punkte zu kopieren. Es war schwierig, geeignete Schulbücher zu beschaffen. Man behalf sich anfangs u. a. mit der Übernahme eines französischen Moralbuches, das auf Katechismus und Bibel aufbaute, und eines amerikanischen Lehrbuches der Ethik, das sich auf darwinistisch-naturalistische Prinzipien stützte. Die naturalistische Richtung setzte sich durch. Dann besannen sich die Japaner wieder mehr auf ihr eigenes geistiges und kulturelles Erbe. Ein kaiserliches Edikt aus dem Jahre 1890 machte die uralten konfuzianischen fünf menschlichen Beziehungen zur Grundlage der sittlich-sozialen Ordnung. Ziel der Erziehung sollte sein, durch Förderung der Treue zur Familie und der Ehrfurcht vor der Autorität in Gesellschaft und Staat die jungen Japaner zur Selbstzucht im Dienste der Gemeinschaft zu führen. Hier war dann besonders die Verehrung des Kaisers in den Formen des Staatshinto eingebaut. Sie sollte bis zum bedingungslosen Einsatz für den Kaiser und den durch ihn repräsentierten Staat gehen. Dies war der Ansatzpunkt für den späteren Mißbrauch dieses Kodex, der unter dem Namen Shushin (etwa „disziplinäre Moral“) jahrzehntelang die Norm der Erziehung war, durch den japanischen Militarismus und Imperialismus. Der Schock der Niederlage im zweiten Weltkrieg — der ersten in der Geschichte dieses stolzen Volkes — ließ die Japaner an allen Idealen irrewerden, zu denen man sie erzogen hatte. Begreiflich, daß die Besatzungsmacht sofort den Shushin abschaffte. Begreiflich auch, daß dies ohne Widerspruch des gedemütigten Landes geschah. Mit dem Shushin fiel der spezielle Moralunterricht in den Schulen. Als Ersatz sollten demokratische Ideale im gesamten Unterricht gelehrt werden. Nun war für die meisten Japaner Demokratie eine ziemlich unverständliche Sache, da ihr Land nie in deren Formen gelebt hatte und viele traditionelle Geisteshaltungen diesem System entgegenstanden. So mußte der Begriff der Demokratie zu einem oberflächlichen und wurzellosen Denkgelbe entarten, zu dessen Einpaukung in den Schulen auch die Lehrer nicht den rechten Weg fanden. Schwerwiegender war, daß das demokratische System in sich kein ethisches System war, vielmehr eine Ethik zum guten Funktionieren voraussetzte. Man konnte also das durch die Erschütterung der sittlichen Ordnungsvorstellungen geschaffene Vakuum nicht durch die Empfehlung eines neuen politisch-gesellschaftlichen Ideals füllen. Der Fehler wurde weder den verantwortlichen amerikanischen Beratern noch den Japanern selbst klar. Den Amerikanern nicht, weil die große Mehrzahl von ihnen in den Ideen einer pragmatistischen Philosophie und Pädagogik aufgewachsen war, die keine vorgegebenen sittlichen Normen kennt, sondern aus dem Verhalten von Individuum und Gesellschaft die allgemeinen Normen der Ethik ableitet